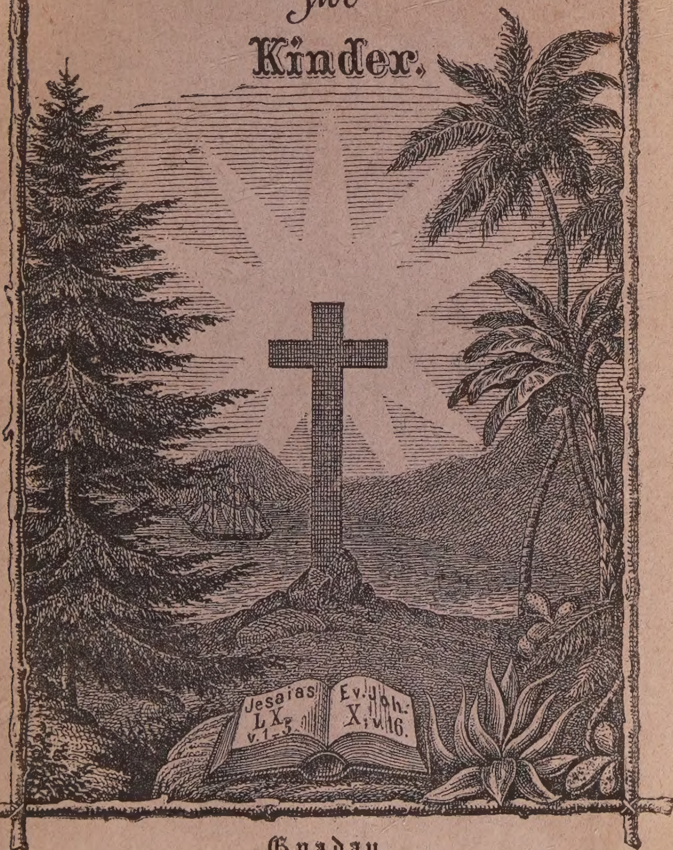
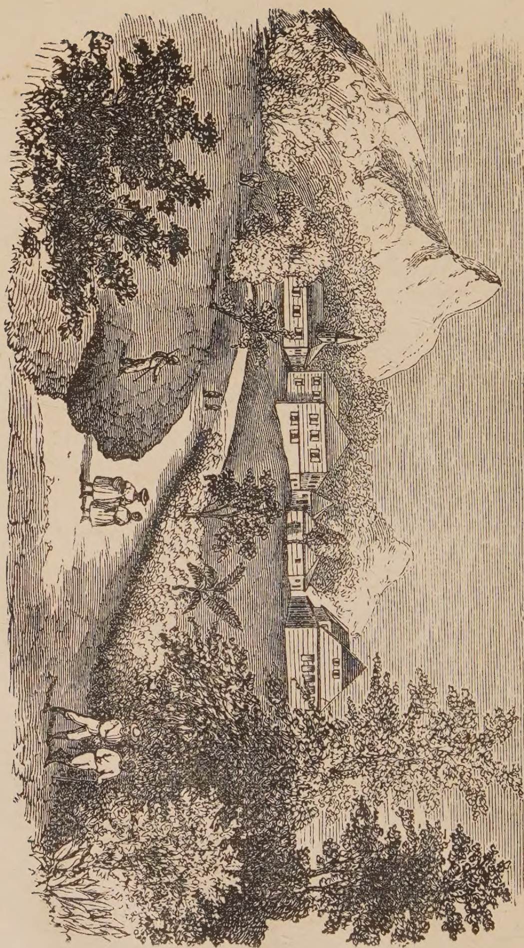
Nr. 5. September 1867.

Brüdermissions-Blatt für Kinder.



Gnadau.
Verlag der Unitäts-Buchhandlung.



Brüder-Missions-Blatt
für
Kinder.

Nr. 5. September. 1867.

Von der neuesten Missionsstation in Südafrika.

In den letzten Heften habt ihr von dem Entstehen und dem gegenwärtigen Bestand der ältesten Missionsstation in Südafrika gelesen, da sollt ihr denn heut gleich von der neuesten etwas hören. Eine Mittheilung, die ihr dem l. Br. Bechler in Gnadenthal zu verdanken habt.

Ihr habt gehört, daß unsere östlichste Station, im freien Kafferland, an der Baziya nach der Zerstörung wieder in Ruhe bedient wird. Geschw. Richard Baur wohnen zwar noch nicht in einem europäisch gebauten Haus; Ein solches soll nun in diesem Jahr gebaut werden, da Br. Baur bis jetzt noch nicht Zeit hatte, um an der Stelle des vorigen Wohnhauses, das von dem Wirbelwind am 28. September 1865 in

wenigen Augenblicken zu Boden geworfen wurde, das neue zu errichten. Er wohnt mit seiner Familie jetzt in einem einstweiligen Haus, das in der Form gebaut ist, wie die Kaffern ihre Häuser bauen; d. h. wie ein großer Bienenkorb. Es hat 25 Fuß im Durchmesser, und in der Mitte steht ein starker, 15 Zoll dicker Pfahl, der in die Erde eingerammt ist und 14 Fuß über den Grund hervorragt, der das Dach trägt. Für die herzliche Theilnahme, die sich in unsern Brüder-Gemeinen der alten und neuen Welt und bei vielen Freunden an der Heimsuchung des Herrn, die uns an der Baziya getroffen, durch die That bewiesen hat, sind wir herzlich dankbar. Sie alle und auch Ihr, l. Kinder, werdet nun auch des Werkes des Herrn dort gedenken, daß das dort gepredigte Wort vom Kreuz seine Herz- und Leben- ändernde Kraft beweise.

Ihr habt gehört, daß Geschw. Baur die Freude hatten, voriges Jahr am 13. Mai die 3 ersten Heiden dort zu taufen. Es waren ein Mann und zwei Frauen. Der Mann war drei Jahre zuvor noch ein ganz roher Heide; seitdem er auf die Station gezogen ist, hat er sich sehr gemüht, lesen zu lernen und hat es schon seit Jahr und Tag so weit gebracht, daß er in seinem Neuen Testament lesen kann. Und diese Neu Getauften gereichen durch ihren Wandel unsern Geschwistern zur Aufmunterung und beweisen, daß ihr Seelenheil ihnen am Herzen liegt.

Es wohnen etwa 75 Seelen, Erwachsene und Kinder, dort auf der Station. In der Nachbarschaft leben viele Kaffern, von denen Einige auch die Versammlungen, die Br. Baur hält, besuchen. Aber so sehr es zu wünschen ist, daß bald Mehrere von den Umwohnenden ganz dorthin ziehen, um beständig das Wort Gottes hören zu können, so ist das nicht zu erwarten. Die Meisten dort Wohnenden sind nicht aus

der nächsten Nähe hingezogen, sondern von weiterer Entfernung gekommen. Die, welche sich entschließen, auf eine solche Station (oder wie gewöhnlich der Ausdruck ist, „auf den Schulplatz") zu ziehen, haben gar zu viel Spott und Verfolgung von ihren Verwandten und Freunden auszustehen, daß sie es gar nicht ertragen können, wenn sie in deren unmittelbaren Nähe bleiben. Das hat ein Mann dort gegenwärtig zu erfahren. Er ist ein sehr treuer Kirchenbesucher; bleibt manchmal mehrere Tage hinter einander auf der Baziya-Station und kommt dann fleißig in den Morgensegen, den Br. Baur alle Morgen in der Kirche hält, so wie in die Abendversammlung, und hat auch schon seinen Wunsch ausgesprochen, er möchte gern ganz dort wohnen. Aber nun offenbart sich die Feindschaft des Satans. Alle Umwohnende sind wüthend darüber, daß er auf einen Schulplatz ziehen will; sie bespotten ihn und schimpfen darüber, er wolle sie verlassen und sich als ein Frommer vor ihnen auszeichnen. Sein Vater ist unter den Kaffern ein hochgestellter, angesehener Mann; er ist ein pakati oder Rath des Häuptlings der Tambukkis Ngangeliswe. Die Leute sagen: „Wie kannst du zu den weißen Leuten gehen, um bei ihnen zu wohnen? dadurch machst du uns Schande; Niemand von uns sollte zu den Weißen gehen. Wenn du das thust, so verläßt du unsern Kapitän Ngangeliswe." Und weiter sagen sie: „Warum willst du dich denn bekehren? Wer ist denn zu unsern Vätern und Großvätern gekommen, um ihnen zu sagen, daß sie sich bekehren sollten?" — Der Mann gibt ihnen jedoch zur Antwort, er werde sich durch ihre Reden nicht abhalten lassen; er werde doch noch an die Baziya ziehen, wenn sie ihn nicht vorher todt schlügen; denn seine Großmutter, die schon auf einem Schulplatz gewohnt habe, habe ihn noch auf ihrem Sterbebett er-

mahnt, er solle doch vor seinem Ende auf einen Schulplatz ziehen; und dies sei auch sein fester Entschluß.

Es ist über diesem seinem Plan schon beinahe zu Schlägen gekommen. Br. Baur thut, was er kann, um ihn zu trösten und ihn zu stärken. Der liebe Herr wolle ihm die nöthige Kraft und Entschiedenheit erhalten.

Wie sehr wir wünschen müssen, daß das Evangelium seine Kraft dort in jenen Gegenden beweise und die heidnischen Verhältnisse verändere, werdet Ihr sehen, wenn ich noch Einiges mittheile, wie es dort zugeht.

Vor einigen Jahren wurde der Häuptling Johi gefährlich krank. Br. Baur ist auch gerufen worden und hat ihn mit Medizin und mit geistlichem Zuspruch bedient. Als es mit der Krankheit nicht besser wurde, wurde auf die in solchen Fällen gewöhnliche heidnische Weise durch Zaubermittel auszufinden gesucht, wer an der Krankheit schuld sei. Denn nach ihren Begriffen muß doch ein anderer Mensch der Urheber solchen Leidens sein. Es wurde eine sogenannte „Kirchversammlung“ gehalten, bei welcher durch den Priester der Schuldige „ausgerochen“ wird.

Die Leute von dem Kafferkraal, um die es sich handelt, holen in Procession den Priester oder Zauberer; es werden 2 Halbkreise gebildet, die Trommeln werden gerührt, die Assagaien (ihre Pfeile) aneinander geschlagen, und die Weiber klatschen mit den Händen. Der Zauberer springt nun in die Mitte der Halbkreise, springt auf die wunderlichste Weise herum, und geräth dadurch allmählich in den Zustand, in dem er nach ihrer Ansicht weissagen kann. Plötzlich steht er still, und nennt nun die Namen derjenigen, die den Kranken bezaubert haben. Sein Ausspruch wird für Gottes Stimme und Urtheil angenommen, und hat nun die

entsetzlichsten Martern zur Folge, die an den Genannten ausgeübt werden, die man nicht glauben würde, wenn nicht Augenzeugen sie als Wahrheit versicherten.

Sobald der Zauberer die Namen genannt hat, stehen die Leute, die neben dem Genannten saßen, auf; alle Versammelten stürzen auf diese Unglücklichen los, reißen ihnen Alles vom Leibe, ihr wollenes Tuch, das sie als Kleidung tragen, und alle Zierrathen ꝛc. und führen sie weg, um auf barbarische Weise gemartert zu werden, damit sie offenbaren, wodurch sie die Verzauberung vorgenommen haben an dem Kranken. — Ihre Arme und Beine werden ausgespreizt und dadurch ausgespannt gehalten, daß durch Hände und Füße spitze Pflöcke getrieben und in die Erde eingeschlagen werden. In den Gegenden, wo eine gewisse, besonders arg beißende Art Ameisen häufig ist, werden diese gesucht und auf den ausgereckten Leib der Hülflosen geschüttet. Diese kriechen nun in die Nase, Ohren, und den Mund und martern sie entsetzlich. Gelegentlich wird ein großes Feuer gemacht, das die armen Opfer langsam zu Tode brät; oder es werden große flache Steine heiß gemacht und auf die Unglücklichen gelegt.

Müssen wir nicht von Herzen wünschen und den Herrn bitten, daß Er solchem entsetzlichen Wesen ein Ende mache durch das Evangelium und seine Wirkungen.

In jenem Land gibt es keine Regierung, der Wille des Häuptlings ist Gesetz; und daher geht es oft sehr willkührlich zu. Der Häuptling der Pondumisi-Stammes nahm neulich einmal einem Händler 100 Ochsen weg und einem Andern seinen Wagen sammt den dazu gehörenden 12 oder 14 Ochsen, und als dieser seine Habe und Gut wieder forderte, wurde ihm vom Häuptling die Ochsen-Peitsche gezeigt und ihm gerathen, lieber sich zu entfernen, wenn er dieselbe nicht fühlen wolle. Und er mußte ohne etwas auszurichten abziehen.

Zu I. Tim. 1, 15. 16.

Es war im November 1865, als ein bekehrter Grönländer, der verheirathete Br. Johann Thomas, von Umanak, der nördlichsten, zu Neuherrnhut gehörenden Missionsstation, auf den Seehundsfang fuhr. Nicht lange, so sieht er einen Seehund vor sich aus dem Wasser auftauchen. Sogleich ergreift er die Flinte, um zu schießen; in demselben Augenblick war aber der Seehund wieder untergetaucht. Thomas will nun seine Flinte wieder vor sich in den Kajak stecken; er ging aber dabei nicht vorsichtig genug zu Werke — das Gewehr geht los und ach — die Kugel fährt dem Unglücklichen gerade durch den Unterleib. Der Schwergetroffene wäre nun sogleich mit dem Kajak umgeschlagen und hätte sein Grab in der See gefunden; aber siehe da, 2 Kajakfahrer, welche den Schuß gehört hatten, eilen sogleich zu Hülfe und bringen den Verunglückten nach Hause. — „Ich muß jetzt sterben, aber ach — ich gehe verloren!" waren seine ersten Worte, die er ausrief, als er den tödtlichen Schuß erhalten hatte. Auf dem ganzen Heimweg schrie er unablässig zum Heiland um Gnade und Erbarmen: so groß war seine Seelenangst. Eine bestimmte schwere Versündigung aus früherer Zeit war es, welche ihm jetzt besonders schwer auf das Herz fiel. — Auch zu Hause flehete er wiederholt den Heiland um Vergebung seiner Sünden an. Und Er, dessen Herz weich und gnadenreich ist, erhörte den reuigen Sünder und sprach zu seinem Herzen: „Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben!" — Dem Missionar, der ihn besuchte, rief er nun sogleich mit freudestrahlenden Blicken entgegen: „Ich werde jetzt zum Heiland gehen!" und auf die Frage, ob er Vergebung und Gnade erlangt habe, und sich darauf freue, zum Heiland zu kommen, er-

wiederte er: „Ja, ja, ich freue mich, o Er ist so barmherzig, ich habe Ihn erst jetzt so kennen gelernt, ich habe nie gedacht, daß Seine Barmherzigkeit so groß sei! Jetzt weiß ich erst gewiß, daß Sein Blut auch für meine Sünden geflossen ist! Ja, ich freue mich darauf zu Ihm zu gehen!“ So floß sein Mund über von Lob und Dank die 4 Tage hindurch, die ihm noch hienieden geschenkt waren. Er hatte viel Schmerzen zu leiden, da der Brand in seine Wunde gekommen war, und er von Durst fast verzehrt wurde; aber statt zu klagen, hatte er immer nur zu loben und zu danken. Er wollte immer nur vom Heiland hören, und am liebsten vom Schächer am Kreuz. — Einmal sagte er: „Alles, was ich in den Versammlungen gehört habe, war bis jetzt wie Funken, die unter der Asche verborgen liegen, nun aber bricht es hervor in heller Gluth; jetzt verstehe ich Alles erst recht, und habe reichen Segen davon. Auch im Schlaf ging sein Mund über von dem, wovon sein Herz voll war. Da sah er, wie er sagte, bald den Heiland, bald Engel und selige Geister; auch einmal ein großes, weißes Grab, welches für ihn bereitet war. Wenn er wieder zu sich kam, überfiel ihn freilich oft auch wieder Angst; dann rief er aus: „O wie ist der Weg so schmal und die Pforte so eng!“ Auf die Frage, ob er sich fürchte, antwortete er aber: „Ja, ich fürchte mich wohl, aber ich verzage nicht, Jesus ist bei mir, und Er kann nicht lügen; Er hat gesagt, daß Er gekommen sei, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist“ — O, dieses Sterbelager war uns und allen den vielen Besuchenden zu rechtem Segen. Die Grönländer sagten oft: „Solches Sterben haben wir noch nicht gesehn!“ — Besonders erbaulich waren auch die Worte, welche der trauernde Vater am Sterbelager dieses seines Sohnes redete. Er fragte ihn unter Anderm: Wie steht es

in deinem Herzen? Hast du den Heiland, fühlst du Ihn? Kannst du Ihn als deinen Heiland fassen und halten? Hängst du auch an nichts Irdischem mehr, nicht an deinem Erwerb, deinem Weib, den Eltern, Geschwistern? Bist du los von Allem. Wenn darauf der sterbende Sohn mit Ja antwortete, so rief der Vater voll Freude: „Kajanak, Kajanak," ich danke, ich danke! Zum Missionar sagte der Vater einmal: „Hast du nicht gesehen, wie ich in meinem Kajak wegfuhr, als man meinen Sohn nach Hause brachte? Da habe ich mich an einen einsamen Ort begeben, und auf meinen Knieen den Heiland um das Heil seiner Seele angerufen; nun kannst du dir denken, wie froh ich bin, daß Er mich so erhört hat!" —

Den letzten Tag verbrachte Johann Thomas im Todeskampf; Nachts 11 Uhr entschlief er, nachdem er noch den Segen des Herrn empfangen hatte. —

Als der Missionar die Umstehenden und namentlich den Vater ermahnte, nicht zu klagen, sondern dem Heiland zu danken für das, was Er an dem Herzen des Seligen gethan habe, erwiederte der Vater: „Du siehst kein Einziges unter uns weinen! Er ist der einzige Versorger der Familie gewesen, wir haben viel verloren, aber der Heiland hat alle Traurigkeit von uns genommen." — Ja, der Heiland machte in der That dies Haus der Hinterbliebenen durch Seine trostreiche Nähe zu einem lieblichen Bethanien.

Brief des Br. Grunewald aus Magdala.

Liebe Kinder! Gedenket Ihr noch zuweilen der Moskito-Küste, die vor 2 Jahren so schwer heimgesucht worden ist? Eine schwere Zeit liegt hinter uns, aber

jetzt können wir wieder singen: Danket dem Herrn, denn Er ist freundlich, und Seine Güte währet ewiglich. Die Zeit der Hungersnoth ist längst vorüber, die Plantagen stehen wieder voll da, und ein jeder hat sein Haus wieder aufgebaut, auch das Missionshaus in Magdala ist nun an einem besseren Platz als zuvor wieder aufgebaut, und sieht freundlich aus. Auch hat uns der Herr gezeigt, daß Er Sein Werk noch unter uns hat. Seit Neujahr sind 8 Seelen zu der Gemeine hinzugethan, die zuvor in Finsterniß waren, nun aber nur für Jesum leben wollen. Junge Leute, die ganz unwissend dahin lebten, kommen jetzt aber oft zu mir, um im Worte Gottes zu lesen, und zu lernen, was Jesus für uns gethan hat.

Am Charfreitag predigte ich in Englisch und in Indianisch über das Kreuzes-Wort: Es ist vollbracht! und wies die Indianer zu Dem hin, der auch für sie sein Blut vergossen, und dessen Arme noch offen stehen, auch die Indianer zu umfangen. — Heute will ich Euch noch einiges von den Indianern erzählen, wie sie so in ihrem Natur-Zustand ohne das Evangelium dahin leben. Ihre Nahrungs-Mittel bestehen aus: Korn (Welschkorn) Plantanen, die sie über Alles gern essen, Ananas, Cocusnüsse, dann Fische, Austern, Rehe und Wari oder wilde Schweine, die sie im Busch jagen und der Küste entlang überall Schildkröten; sie sind sehr geschickt dieselben zu fangen, eine Schildkröte hat viel Fleisch, und es ist wohlschmeckend. Ihre Hausthiere sind Hühner, Schweine und viele Hunde. Ihre Häuser sind sehr ärmlich, 4 Pfosten mit einem Blätter-Dach und einige Bambustöcke; eine Axt, Pfeil und Bogen, und einige Calabasche, und ein eiserner Topf, das sind alle ihre Hausgeräthe. Tritt man aus einer so elenden Hütte, mit der die Indianer aber ganz zufrieden sind, so ist der Abstand sehr groß, wenn man

die schönen Cocusnuß-Bäume mit ihren Früchten, und die weite Savanna mit hohem Gras ringsum sieht, und nach Osten die schöne See, das blaue Meer. In der Savanna haben die Indianer viele 100 schöne Kühe, die auf fetter Weide gehen. Das Land ist sehr fruchtbar, und große unermeßliche Waldungen stehen ihnen zu Gebote mit Mahagoni- und Ceder-Bäumen, aber warum bleiben die Indianer in solcher Armuth? weil sie so träge sind; das ist ihr Hauptfehler, große Trägheit; den großen Theil des Tages verbringt der Mann oft in seiner Hänge-Matte liegend. Und ihr Hang zu starkem Getränk schadet ihnen gar sehr, sie bereiten sich aus Cassada Mischla, ein berauschendes Getränk, und von den Händlern kaufen sie Rum um jeden Preis. Doch haben die Indianer auch ihre guten Seiten, sie sind sehr gutmüthig, und nicht so wild und hinterlistig wie andere Stämme in Nord-Amerika. Sie sind gastfreundlich, und treuherzig und willig zu helfen, ausgenommen sie sind im Zustand der Trunkenheit. Ihre Sprache ist leicht zu lernen, und wohlklingend, aber sehr wenig ausgebildet, für Alle geistige Begriffe fehlen ihnen die Worte. Die Indianer zerfallen in 6 bis 8 Stämme, z. B. die Rama- die Wullwa- die Cookra-Indianer, und jeder hat seine eigene Sprache, da aber die Moskito-Indianer den Hauptstamm bilden, so wird ihre Sprache auch von den andern Stämmen gesprochen. Früher müssen diese Stämme zahlreicher gewesen sein: die Ramas zählen jetzt nur 200.

Aber Gottlob diese Indianer auf der kleinen Rama-Insel leuchten wie ein heller Stern in die dunkele Finsterniß, in der die andern Stämme noch sitzen. Doch nun, l. Kinder, ich will Euch noch etwas weiter im Lande herumführen. Wir verlassen das trauliche, einsam gelegene Ephrata, wo es auch einst Nacht war,

aber nun ist eine kleine Gemeine aus den Heiden gesammelt, ein gutes Werk hat begonnen, aber es ist noch wie eine junge Pflanze, die vieler Pflege bedarf. Wir reisen der Küste entlang nach Süden zu, da kommen wir zu einem großen Fluß Prince Apolka genannt, ach wir sehen nur einzelne Frauen klagend und heulend da stehen, kein Mann ist da, um uns überzusetzen. Die Cholera brach unter den armen Leuten aus, und 30 Männer sind in kurzer Zeit daran gestorben, da sie aller Hülfe und Arzenei entbehrten. Jeden Morgen vor Tages Anbruch kauern die Frauen in graue Lumpen gehüllt, und singend beklagen sie die Gestorbenen, sie rühmen ihre Thaten, wie viel Schildkröten und Rehe der Mann getödtet hat u. s. w. Erinnert dies nicht an die Klageweiber bei den Juden? Was ist denn ihre Religion? ach die armen Leute werden von den Sukias oder Zauberern ganz unter dem Druck erhalten, sie kennen keinen Gott und Heiland, ihre Sprache hat kein Wort für Gott, sie glauben an böse Geister, (ulas sa) die sie fürchten; und im Meer ist ein großer Geist (liwa), der zu Zeiten seine Opfer fordert. — Wir gehen am Seestrand noch weiter nach einem Dorf Quamwatla, das weiter nach Innen zu liegt an einer Lagune. Ich hatte früher 3 Knaben aus diesem Ort in meiner Schule, und sie gaben mir die beste Hoffnung einst brauchbar zu werden, doch da kamen ihre Eltern und nahmen sie wieder fort. Das that mir sehr leid. Nun habe ich lange Nichts mehr von ihnen gehört. Weiter herunter kommen wir zu dem Großen Fluß (Great river); hier war in früheren Jahren eine deutsche Colonie, Emigranten von Neu-Orleans, sie wollten sich weiter oben am Fluß ansiedeln, aber durch den Krieg in den Staaten zerschlug sich die Sache, und die Auswanderer kamen in die größte Noth und mußten nach

Bluefields sich flüchten, nur um dem Hunger-Tode zu entgehen. Einige wenige Familien sind noch in Bluefields. Viele Rumhändler ziehen den Fluß hinauf, um von den Indianern Tassa zu kaufen. Das ist jetzt ein beliebter Handels-Artikel. Was ist Tassa? werdet Ihr fragen, das ist Gummi. Es gibt hier sehr viel Gummi-Bäume, die werden abgezapft, da fließt ein weißer Saft heraus, und wenn der getrocknet ist in der Sonne, sieht er schwarz aus. Die Indianer verstehen dies gut zu machen. Nur werden sie leider von den Händlern sehr betrogen; und meist durch den Rum verlockt. Lasset uns weiter gehen, denn dies ist ein schwarzes Bild, das auch der Mission unter den Indianern sehr hindernd in den Weg tritt. Nach langen Wandern dem Seeufer entlang kommen wir zu einem großen Dorf, das erst seit 4 Jahren entstanden ist, Tasba pauni d. h. rothe Erde. Indianer von Sandy Bay wurden durch Miswachs und Hungersnoth getrieben, sich einen andern Platz zu suchen, und so kamen sie nach langem Suchen zu diesem Ort, und bauten schnell ihre Hütten auf. Der Boden ist hier sehr fruchtbar, und sie haben ihre Plantagen nahe beim Haus. Im Jahr 1864 ging Br. Blair dorthin, um die Indianer zu unterrichten, und eine Schule für die Kinder zu halten. Ein Kirchlein war eben erbaut worden, da kam der furchtbare Orkan, und Alles wurde von der Gewalt der Wellen weggewaschen. Jetzt steht wieder ein Haus da, in dem Br. Blair wohnt (seine Frau ist im Februar 1867 gestorben, und hinterläßt 3 kleine Kinder) und wo er Kirche und Schule hält. Die Indianer sind sehr dem Mischla-Trinken ergeben, und außerdem sind viele Sukia an diesem Ort. Doch sind jetzt doch Einige, die ein Verlangen nach der heil. Taufe haben. Von unserm langen Wandern an der Küste entlang seid ihr gewiß sehr ermüdet, nun seht

hier sind viele schöne Wasser-Melonen zu haben, die sind sehr erfrischend, ich bin gewiß, ihr werdet sie gern essen. Stärket Euch, denn nun wollen wir zur See weiter reisen. Der Friedens-Bote liegt vor Anker, und die rothe Flagge ist aufgezogen, der Capitain ruft uns. Es ist ein stiller Abend, und wir sehen die goldenen Sternlein prangen, da sitzen wir gern auf dem Verdeck und gedenken unsrer Lieben daheim und wie wunderbar der Herr einen Jeden führt auf dem Lebenswege. Um Mitternacht wurde der Anker ausgeworfen, weil wir uns zwischen vielen kleinen Inseln befinden, und hie und da sind Felsen und Sandbänke. Wir halten spät unsern Abendsegen, und begeben uns in der kleinen Kabine zur Ruhe, und schlafen sehr gut, obgleich das Schiff hin und her geworfen wird durch den Wellenschlag. Die goldenen Strahlen der Morgensonne wecken uns, und als wir aufs Verdeck kommen, sehen wir, daß die Segel eben aufgezogen werden. Der Morgensegen wird gehalten, und wir segeln in der Richtung Süd-Osten, bald sind die vielen Perlen-Inseln hinter uns. Es werden dort nicht Perlen, wohl aber viele Schildkröten gefangen. Nun sehen wir rings um uns her das weite grüne Meer, und der Kapitain muß genau nach dem Compaß sich richten. Endlich taucht ein blauer Berg aus dem Meer auf, es ist Corn-Island, oder die Korn-Insel. Dort haben wir auch eine Station, Joppe genannt. Ja diese Insel war damals (im September 1865) im schönsten Schmuck, und ihre Zierde viele tausend Kokusnüsse, die den Bewohnern ihren reichlichen Unterhalt lieferten, nun aber sind diese Bäume alle heruntergebrochen in jener Sturmes-Nacht. Soweit für diesmal. Gedenket unseres Werkes, l. Kinder, treulich vor dem Herrn. Es ist erst ein kleiner Anfang gemacht, Moskito-Land ist noch sehr voll Nacht.

Die Gehülfenschule in Cedarhall auf Antigoa,

welche euch das Titelbild zeigt, besteht seit dem Jahr 1847; sie wird von einem Missionar der Brüdergemeine geleitet und hat den Zweck, junge Eingeborene (Farbige) zum Schul- und Missionsdienst in West-Indien auszubilden. Es sind schon gar tüchtige Gehülfen für diesen zwiefachen Dienst daraus hervorgegangen. — Hört, was die jungen Leute da lernen: Biblische Geschichte, Arithmetik, Grammatik und Stylübung (englisch), alte Welt-Geschichte, englische Geschichte, Geographie, Naturgeschichte und — Latein; daß in den christlichen Heilswahrheiten vor Allem unterrichtet wird und sie mit der h. Schrift möglichst bekannt gemacht werden, versteht sich von selbst.

Die schönen, zweckmäßigen und geräumigen Gebäude dieser Anstalt liegen gar freundlich auf einer kleinen Anhöhe; im Westen schweift der Blick über grüne Thäler bis zum Meer; im Süden erheben sich Berge von mäßiger Höhe, von denen einer, der sonderbar gestaltete Shamborough, hier zu sehen ist; er fällt steil ab nach einem hinter der Anstalt sich hinziehenden, grünen Thale. Die ganze Umgegend ist höchst romantisch.

Außer der Missionsstation Cedarhall, bei welcher genannte Anstalt ist, gibt es übrigens deren noch 7, welche alle unter der Leitung der Brüder stehen und von 23 Brüdern und Schwestern bedient werden, unter deren Pflege sich gegenwärtig etwa 6370 Farbige befinden. St. Johns, in der Stadt gleiches Namens, ist die ältste der 8 Stationen; sie wurde 1761 angelegt, nachdem bereits 1756 der erste Brüder-Missionar, Samuel Isles (Eils) unter vielen Drangsalen und bitterster Feindschaft der weißen Pflanzer das

Bekehrungswerk unter den Negern begonnen und auch bald eine Negerin hatte taufen können.

Auch hier, auf der Insel Antigoa, war die Brüdergemeine die erste, und 20 Jahre hindurch die einzige Missionsgesellschaft, welche sich der armen Neger annahm, um sie zu Dem hinzuweisen, der sie recht frei machen könne.

Nachrichten.

Australien. Schon wieder ist von dort etwas zu hören? Ja, aber — „auf Freud' folgt Leid!“ — So erfreulich der letzte Bericht war, so niederschlagend ist der heutige! — doch ich will euch nicht gleich zu sehr bange machen; hört fürs Erste, was die Brüder weiter zu erzählen haben aus der nächsten Zeit, nachdem sie zu einem ersehnten Ruheplatz für ihre müden Füße gelangt waren. Die letzte Nachricht ging bis zum 11. Februar d. J.

Am 14. Februar, schreiben sie weiter, war die Hütte fertig, Gott sei Dank; das war bei der großen Hitze (100—140 Grad Fahrenheit) eine saure Arbeit gewesen! — — Abends spielten wir zur Freude der Schwarzen vor unsrer neuen Behausung auf der Harmonika und Geige. Der alte König John ließ sich letztere geben, strich darauf herum und sang dazu, um es uns nachzumachen; da kamen freilich arge Mißtöne heraus! — Wenn wir spielten, rief er lachend: Pinaroo d. h. alter Mann, und wollte damit sagen: „das klingt so (tief) wie ein alter Mann singt“. In gleichem Sinn sagte er bei den hohen Tönen: Makkaro, Mädchen, oder Wacka, Wacka, kleiner Knabe. Am 16. schossen wir einen Pelikan, dessen Schnabel 1 Fuß 4½ Zoll lang war, und — mit Sand ausge-

stopft — 2 F. 3 Z. im Umfang hatte. Wir hatten Mühe, den Schwarzen die Beute zu entreißen und sie mit einem Theil abzufinden. Die Gierigkeit dieser rohen Menschen geht weit; es ist eben doch ausgemacht, daß sie auch Menschenfleisch verzehren. — Eines sonderbaren Aberglaubens müssen wir hier erwähnen, den sie über ihre Verwandtschaft mit den Weißen haben. Sie glauben nehmlich, die Weißen wären gestorbene und wieder erstandne Schwarze. Es kommt vor, daß sie den Weißen gegenüber mit Bestimmtheit angeben, wo sie gestorben seien, wer ihr Vater sei, und ihnen Brüder und Schwestern oder sonstige Verwandte zeigen. — Den 20. Februar: Br. Walder kam heute von der nächsten Colonisten-Station zurück, und brachte für die lutherischen Missionare in Kilhalpanina und für uns Schafe, Ziegen — Zeitungen und Briefe mit; da war große Freude! — Bis zum 27. Februar war in der Schule, die wir unter der Zeit angefangen hatten, die Zahl der Kinder bis 9 gestiegen. Sie kennen die Hälfte des Alphabets und die Zahlen bis 10. Bisher hatten sie nur bis 4 zählen können, wie die Schwarzen überhaupt, und zwar so: ngurnu, 1. mondru, 2. barkulu, 3. mondru mondru (2 mal 2) 4; was darüber hinaus ist, nennen sie in ihrer Sprache marraboo, d. h. viel

Nun beginnen die schlimmen Berichte: Vom 4. März heißt es: Es geht das Gerücht, die Schwarzen wollten alle Weiße, besonders die Missionare tödten!" Diese sind ihnen eben besonders im Wege, weil sie vor ihren Augen doch nicht wagen, ihre Schändlichkeiten zu treiben. Heut kamen recht wild aussehende Schwarze, mehr als sonst bewaffnet und bemalt. Am 5ten kamen noch Mehre, und bereiteten einen großen Coroborree (Tanz) vor. Sturm, Regen und Blitzen aber trieb sie auseinander.

Letzteres schreiben sie dem Kutschi (Teufel) zu, den sie überhaupt sehr und allein fürchten; von ihm kommen auch alle Krankheiten, wie sie meinen. — Darüber, daß der Regen die Schwarzen vertrieben hatte, waren wir zwar froh, aber nicht über das, was er uns an unserm Dach zuwege brachte. Dasselbe war nehmlich aus Holz, Gras und Schlamm zusammengefügt und konnte nun dem 2 Tage lang strömenden Regen nicht genug Widerstand leisten: In der Nacht mußten wir einmal schnell aufstehen, weil der aufgelöste Schlamm uns bereits in das Bett lief. — Die Schwarzen bringen uns immer für Lohn Fische, die sie mit ihren 20 Ellen langen aus Grasschnur gestrickten Netzen fangen. Aus Mangel an Fleisch genossen wir in einer Woche 19 mal nur und immer wieder Fisch.

Am 6. März fing Br. Meißel mit 4 Knaben eine Singschule an, — sie singen gern, aber freilich noch so, daß man die Ohren zuhalten möchte. —

Den 11ten. Die lutherischen Missionare, mit denen wir innig verbunden sind, fürchteten für uns Gefahr von Seiten der Schwarzen. Wir aber ahneten nichts; an die Drohungen der Schwarzen dachten wir nicht mehr. Da, am Vormittag, als wir bei der Arbeit waren, entsteht plötzlich ein Lärm. Der bei uns arbeitende Schwarze wird abgerufen und ein Anderer aus unsrer Umgebung ruft uns zu: Black fellow kill um white fellow (um hängen sie an jedes Zeitwort) d. h. „Schwarze Leute bringen weiße Leute um." — Durch das Fernrohr sehen wir nun, wie die Schwarzen, die schon unterwegs waren, wieder davon liefen. Br. Kramer war indeß nach Kilalpanina geritten, um von unsrer Lage dort Nachricht zu geben. Wir hörten nun auch, daß es bei den Schwarzen fest stehe, uns noch einmal schlafen zu lassen, dann aber müßten wir sterben. — Wir be-

riethen nun, was zu thun sei? An Vertheidigungsmitteln fehlte es uns nicht; — wir hatten ja Schießgewehre zur Jagd. Aber wir wollten es nicht bis zur Nothwehr kommen lassen, sondern lieber bei Zeiten fliehen. Unsre 3 Pferde wurden gesattelt, damit wenn die Schwarzen kämen, wir uns sogleich aufschwingen könnten. Unsre Sachen hätten wir da freilich größtentheils im Stich lassen müssen. Unsern Wagen schoben wir indeß als Barrikade vor den Zaun in der Nähe der Hüttenthüre; die gesattelten Pferde banden wir daran und kleideten uns so vollständig wie möglich an. Die ganze nächste Nacht wachten wir. Endlich graute der Morgen, wir erwarteten den Angriff; aber — nur einzelne, harmlose junge Leute kamen, die sich über unsre Zurüstungen wunderten. Gegen 10 Uhr Vormittags kam der alte König mit einer Leibwache, that freundlich, als ob gar nichts gewesen wäre und bettelte. Als er nichts bekam, strich er über die behaarte Brust und sagte: „Good man, good man!“ Er, der zu allem Bösen fähig ist, wollte uns weiß machen, daß er nichts gegen uns im Sinne habe. Dann sagte er: „Die Schwarzen fürchten sich vor den Weißen und — all walk d. h. Alle sind davon gelaufen!“ und zeigte, in welcher Richtung. — Scheinbar war Alles vorüber, doch trauten wir dem Frieden nicht; und in der That, die Schwarzen waren nur 3 Meilen weiter zurückgegangen, um eine größere Macht zu sammeln. Gegen 300 waren dagewesen, und 300—400 waren noch unterwegs.

Wir arbeiteten nun fast gar nichts mehr, sondern wachten Tag und Nacht und hielten die gesattelten Pferde bereit. Der Mittwoch verging ohne besondere Vorkommenheit. Donnerstags sagte uns ein alter Schwarzer: „noch 3mal schlafen, dann kommen die Schwarzen und umringen euch und werfen mit ihren

Waffen von allen Seiten auf euch. — Nur zu bald zeigte sich die Wahrheit dieser Worte: Gegen Mittag waren wir bereits eingeschlossen; Camp an Camp war errichtet; von 3 Seiten sahen wir uns belagert, und die vierte Seite bildete der See; damit wir auch nicht durch den Creek (Flußbett) entfliehen könnten, hatten sie auch dort noch ein Camp errichtet. Es brauchte jetzt nur noch eines Zeichens vom alten König — und die Wilden fielen über uns her. —

Während des Mittagsessens beriethen wir uns aufs Neue, ob wir den Angriff abwarten, oder sogleich entfliehen sollten. Letzteres schien uns rathsamer, da wir wußten, daß es nur ausgezeichneten Reitern gelinge, den verfolgenden Schwarzen zu entkommen und wir es also darauf nicht ankommen lassen dürften. — Andrerseits wurde es uns aber auch schwer, schon vor der hereinbrechenden Gefahr die Flucht zu geben, und zu laufen, ehe wir gejagt würden. — Wahrlich unsre Verlegenheit war groß. Wir flehten inbrünstig zum Herrn, Er möge uns rathen und helfen! — und uns doch Hülfe zukommen lassen durch die Polizeisoldaten, welche uns in Lake Hope versprochen hatten, uns alle 4—5 Wochen zu besuchen, und doch schon 8 Wochen ausgeblieben waren. Sehnsüchtig schauten wir nach ihnen aus. Die Noth stieg von Minute zu Minute höher. — Immer wieder ging Br. Meißel vor die Hüttenthüre und spähte durch das Fernrohr nach den Ersehnten. Die Schwarzen kamen und fragten ihn: thou look (um) out for whitefellow? d. h. ihr schaut nach den weißen Leuten aus? „Ja“ sagte er. — Der Missionar war auch kaum in die Hütte getreten, um zu melden, daß er noch Niemand sehen könne — da hörte man die Knaben rufen: Policemen, policemen. Und so war es auch. Wir ließen sie uns zeigen und gaben ihnen sogleich durch Zeichen

zu verstehen, daß sie zu uns kommen möchten. Sie schienen es aber nicht zu sehen; wir schoßen — das hatten sie wohl, wie sie uns später sagten, gehört, aber nicht für einen Nothruf gehalten. — Wir mußten sie vorüber, in der Richtung nach Kilalpanina, reiten sehen! So sahen wir uns denn in der eben erst geschöpften tröstlichen Hoffnung auf Hülfe wieder aufs bitterste getäuscht! Um so unerwarteter aber wurden wir doch zu unsrer Beschämung zunächst aus der größten Noth befreit: — Schon die Nähe der von den Schwarzen so gefürchteten Polizei, welche nicht lange Umstände mit ihnen zu machen pflegt, war hinreichend, um unsre Feinde von der Ausführung ihrer bösen Absichten für jetzt zurückzuhalten. — Die Rädelsführer machten sich sogleich aus dem Staube; die Uebrigen aber verhielten sich ganz still und friedlich. — Nun konnten wir wieder frei athmen; o wie dankten wir dem Herrn für Seine gnädige Erhörung unsers Flehens: In der höchsten Noth war uns Seine Hülfe am nächsten gewesen!

Augenblicklich sahen wir uns nun aus der Gefahr befreit, doch aber nicht gesichert vor Erneuerung derselben. Wir brauchten und wünschten Schutz. — Da, am 15. März erschienen denn 2 Polizisten. Sie zeigten sich befremdet über das, was wir ihnen mittheilten. Nun konnten wir diesen unsre Vertheidigung überlassen; unsre Pferde ließen wir wieder frei und stellten überhaupt die außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln wieder ab. Denselben Abend noch kam der dritte Schutzmann nebst Einem der Missionare von der lutherischen Station. — Endlich konnten wir 3 Brüder wieder einmal zugleich uns ruhig zum Schlaf niederlegen; o wie froh waren wir darüber!

Die Schwarzen unterließen nun auch nicht, uns wieder Zeichen von Freundschaft zu geben, indem sie

sich uns wieder näherten, nachdem sie uns fast 14 Tage gemieden hatten.

Den 16. März. Wir baten den Herrn mit besonderer Inbrunst um Ergebung in Seinen Willen und trösteten uns mit dem Vers: Er hat noch niemals was versehn in Seinem Regiment; und was Er thut und läßt geschehn, das nimmt ein seligs End'. — Es sieht eben doch immer noch traurig genug aus: Unsre Schutzmänner waren um den See herumgeritten und hatten in den verschiedenen Camps die Schwarzen gefragt, was sie denn eigentlich im Sinn hätten. Darauf hatten diese ganz offen erklärt: „Wir wollen keine Weißen hier! Was bringen sie uns Gutes? Ihre Sachen wollen wir haben und sie selbst tödten, wenn sie nicht gehen." — Das hatten die Polizisten aus dem Munde der Schwarzen gehört, und doch wollten sie uns wieder verlassen! Wir erklärten ihnen: „Wenn ihr uns hier nicht schützen wollt, so bleibt uns nichts übrig, als mit euch wegzugehen!" Darauf gab uns der Corporal, nachdem er sich bedacht und mit den Andern besprochen hatte, den Bescheid: „Wir werden 4 Wochen bleiben, bis wir wissen, ob euch die Regirungsbehörde Polizei schickt, oder ob wir ganz hier bleiben dürfen." So blieben sie denn im Ganzen hier, wenn sie auch einzelne Male in die Umgegend wegreiten mußten.

Am 18. März waren wir an der Reihe, für die andern Missionare und uns Briefe und Zeitungen zu holen. Dazu muß man wenigstens 10 und, wenn man sie bei diesem nächsten Ansiedler nicht bekommt, bis 20 d. M. weit reiten. Br. Meißel begab sich an dem Morgen des genannten Tages auf den Weg; ein luth. Missionar, welcher so eben unsern Brüdern Mehl und Schafe gebracht hatte, begleitete ihn noch 1 M. weit. Bald gesellten sich 2 bemalte

und bewaffnete Schwarze zu den Beiden und setzten sich dann, als der Begleiter wieder umkehrte, auf dessen Wagen und nahmen ihm hinter seinem Rücken Beil und Säbel weg. Im Gebüsch machten sie einen Lärm wie eine Kuh, worauf sich an 40 Bewaffnete und Bemalte zeigten und Miene machten, den Missionar zu ermorden. Dieser hielt die Pferde sogleich an, ergriff seinen Revolver und schoß in die Luft, sowohl um die Feinde zu schrecken, als auch um die Polizisten herbeizurufen. Dieser doppelte Zweck wurde auch vollständig erreicht: Die Schwarzen zogen sich zurück, und bald kamen auch die Schutzleute, die auf den gehörten Schuß sich schleunigst auf ihre Pferde geschwungen hatten, herbei geeilt; leider aber ergriffen sie keinen Schwarzen mehr.

Br. Meißel, welcher dies Alles erst nach seiner Rückkunft hörte, war indeß weiter geritten. Ein großer Sumpf, deren es nach Regen dort häufig gibt, nöthigte ihn zu einem großen Umweg. Er war in der Gegend noch nicht gereist, und ordentliche Wege gibt es da noch nicht. Dann mußte er 3—4mal abwechselnd vor- und rückwärts reiten, meistens durch Wasser. Zuletzt ließ er sein flüchtiges Pferd laufen, so daß er doch schließlich den ganzen Weg von 25 M., bis zum Ziel, in 25 St. zurückgelegt hatte. Nach den Anstrengungen des langen, starken Rittes und den mancherlei Aengsten that ihm die gastliche Aufnahme bei der Colonisten-Frau Millner, der einzigen weißen Frau auf mehr als 200 Quadrat Morg. gar wohl. Aber ach, — was er holen wollte, war noch nicht angekommen. Man vertröstete ihn, es könne jede Minute kommen. — Und bald kam denn auch der schwarze berittene Briefbote richtig an, und was brachte er? Nichts! — wie verdrießlich! — Und wie kam das? Nun, die berauschten Leute in Mamewalkeninna hatten ihm weder

die Briefe noch die Zeitungen gegeben, und er selbst, ebenfalls im Rausch, hatte nicht danach gefragt, sondern war gedankenlos wieder weggeritten. So mußte sich denn der liebe Bruder gern oder ungern entschließen 10—12 M. weiter zu reiten, um die Sachen selbst zu holen.

Am 21. März war er endlich wieder bei Millners. Und wen traf er da zu seiner größten Ueberraschung? Br. Kramer, in Begleitung Einer der andern Missionare. Diese Beiden wollten ihn nach Killalpaninna geleiten; denn dorthin hatten sich unter der Zeit die 2 andern Brüder begeben, um den gemeinschaftlichen Schutz der Polizei zu genießen.

So hatten wir denn Kopperamanna für die Zeit verlassen müssen. — Wir bauten uns auf der luth. Station einstweilen mit einer Laubhütte an, in der Hoffnung, bald wieder an unsern eigentlichen Platz zurückkehren zu können, — wenn wir nehmlich für uns Polizei erhalten.

Auf den 24. März war hier ein großer Corroboree angesetzt, und dabei hatten jedenfalls die Missionare unter den Streichen der Schwarzen fallen sollen! — Das hat nun der Herr in Gnaden abgewendet. — Das Weitere können wir um so vertrauensvoller Seiner Leitung überlassen.

Er wird Alles wohl machen, daß wir Ihm werden danken. —

West-Himalaya. In Pu hat sich Br. Pagell durch seine ärztliche Kunst, die ihm den Titel, Pu–i–apa d. h. Doctor von Pu, zuwege gebracht hat, bei Vielen Eingang verschafft, den er benutzt, um den Helfer in aller und besonders der Sünden-Noth anzupreisen. — Wie die Leute seine Verordnungen gegen leibliche Schäden verstehen und befolgen, davon einige Beispiele: Eine Frau nahm statt 2 Pulver 7 auf einmal

und wurde fast betäubt davon. — Ein Lama ließ sich den Trank gegen Schmerzen in den Ohren in dieselben hineingießen! —

Auf einem lärmenden Götzenfest, zu welchem der Missionar zufällig kam, ersah er sich die wenigen noch nüchternen Leute, ihnen den Sünderheiland zu verkünden vor und in seinem Zelte. Dann gebot er der heidnischen Musik Schweigen und redete noch zu der ganzen Menge. — Die Buddhisten ließen sich, weil sie es selbst nicht thun dürfen, von den Brahmaisten Vieh schlachten und verzehrten das, was von dem Götzenopfer noch übrig blieb, ohne Gewissensbisse mit größtem Appetit.

Nun, eine wichtige, höchst erfreuliche Nachricht von dort: Das bisher unsern Brüdern fest verriegelte chinesische Reich ist zunächst dem Br. Pagell auf einmal in jenem Winkel geöffnet, — und wodurch? Durch die Blattern! Ein Beispiel, wie der Herr ein zeitliches Uebel in einen Segen für die Ewigkeit zu verwandeln weiß. —

Hört denn: Die Bewohner der zu China gehörigen tibetischen Provinz Tso Tso hatten vernommen, daß Br. Pagell die Blattern, welche dort heftig grassirten, impfen könne. — Da kam am 27. Februar an ihn ein Schreiben mit der dringenden Bitte, eiligst zu kommen, sie müßten Alle sterben, wenn er sie nicht durch sein Impfen von ihrer Sünde und Strafe befreie. Der liebe Bruder lag selbst seit 2 Tagen krank. Dennoch folgte er mit Freuden dem Ruf; er vertraute dem Herrn, daß Er um Seiner Sache willen ihm durchhelfen werde, — und Er hat es wunderbar gethan. — Am 1. März trat er die Reise an. Wegen gewaltiger Schneemassen langte er erst nach 5 Tagen in Tso Tso an. Gleich in der ersten Ortschaft wurde er wie ein großer Herr freundlichst empfangen und

bestmöglich bewirthet. Ihm und seinen Begleitern wurden Pferde zum Reiten geschafft, die Sachen umsonst weiter besorgt.

In sämmtlichen 12 Ortschaften der Provinz impfte er Alle vom Säugling bis zum Greis; und wenn der Impfstoff ausgehen wollte, so sorgte der Herr weiter; denn die Leute, welche ihm immer schon weit entgegen gekommen waren, begleiteten ihn wieder, nachdem sie geimpft worden, und von diesen konnte er immer bald wieder aus ihren aufgekommenen Blattern frischen Stoff entnehmen. Der gute Erfolg blieb auch nicht aus. Darüber waren denn die Leute höchlich erfreut; denn die Seuche hatte bisher wirklich schrecklich gewüthet: An einem Ort von 60 Bewohnern waren Alle bis auf Einen gestorben. Von einem andern Ort waren die Kranken nach einer entfernten Felsenhöhle geflüchtet, wo sie wahrscheinlich hülflos umgekommen sind.

Die große Noth hatte denn auch den Geängsteten Ohren und Herzen geöffnet für die Verkündigung des Evangeliums, zu welcher Br. Pagell sogleich seine ärztliche Reise angelegentlichst benutzt hatte; und die erfahrene Hülfe machte, daß sie die Worte des Heils nicht so bald wieder vergaßen, sondern sich wichtig sein ließen. — Beim Abschied aus dem letzten Dorf bat ein Mann den Missionar, er möge doch für dieses ihr Thal beten. Mit Dank gegen den Herrn für dieses Gnadenzeichen versprach Br. Pagell mit Freuden dies zu thun und fügte gute Ermahnungen hinzu. —

Sämmtliche Schulzen an allen Orten sagten ihm, er dürfe jeder Zeit ungehindert durchreisen, eine Erlaubniß, welche sie keinem andern Europäer gäben. Nur eben die Niederlassung könnten sie ihm nicht gestatten. — Sie scheuten sich auch

nicht mit Br. Pagell zu essen. Sie hatten Geld zur Bezahlung für ihn gesammelt, wie sie sagten „zum Tabakrauchen;“ er nahm es aber nicht, um den Schein zu vermeiden, als wäre er gekommen, sich etwas zu verdienen. — Nicht weniger als 639 hatte er geimpft, die Mehrzahl mit gutem Erfolg: Bei wie Vielen mag das gegen die Seelenkrankheit dargebotne Heilmittel zur Kraft gekommen sein?!

In die Provinz Konauer zurückgekehrt impfte Br. Pagell in dem Kloster Somong auf Verlangen noch 18 Lama's und Nonnen. Hier wohnt Einer der berühmtesten Oberlama's, den Lama's wie Laien mit 3maligem Niederwerfen auf das Angesicht begrüßen. Unser Bruder redete zu den zahlreich um ihn versammelten Neugierigen von dem alleinigen Heil in Christo. — Am 22. März langte er nach manchen Beschwerden wohlbehalten wieder in Pu an, mit innigem Dank gegen den Herrn für solche Gnade.

Die Schule daselbst ist in erfreulichem Gang. Br. Pagell erzählt, wie er die Kinder zusammengebracht habe: „Im December ging ich in die Häuser, da die Eltern versprochen hatten, ihre Kinder zu schicken, und wollte sie daran erinnern. Einige Kinder erschraken so, daß sie sich aufs Angesicht warfen und keinen Laut von sich gaben. Mit Hülfe der Mutter redete ich ihnen freundlich zu, und faßte sie an der Hand; so kamen sie denn auch mit mir. Es ging bald gut mit ihnen; ja, diese ersten Kinder brachten immer mehre mit, bis 23 Knaben den kleinen Raum füllten. — Zu meiner Frau kamen Mädchen, und strickten Strümpfe, Fingerhandschuhe u. a. m. Ihrer waren 22. — Alle Schulen beginnen und schließen mit Gebet und Gesang. Die Kinder singen freilich noch nicht mit, freuen sich aber über die Zieh-Harmonika, die ich dabei spiele.

Moskitoküste. In der Umgegend von Bluefields

treiben seit einiger Zeit Leoparden ihr Unwesen; sie kommen bis in die Höfe, wohin sie der Hunger treibt, da seit dem Orkan in der Nähe kein Wald mehr ist, wo sie, wie früher, kleineres Wild erhaschen könnten. Sie haben hier im Ort schon 30 Ziegen, ebenso viel Schweine, einige Kälber und viele Hühner zerrissen. Es gelang zwar 3 dieser Unholde zu erlegen; aber viele sind noch übrig; und es ist schwer ihnen beizukommen, weil die vielen beim Orkan umgeworfnen Baumstämme den Weg versperren und ihnen zugleich zum Versteck dienen. Die Räubereien der Leoparden, gegen die sich übrigens die Missionare durch gute Hunde bis jetzt ziemlich sicher gestellt haben, tragen dazu bei, daß frisches Fleisch selten und theuer ist und durch Salzfleisch von auswärts ersetzt werden muß.

Die Cholera hat sich auch dort gezeigt, bisher, Gott Lob, nur schwach, aber doch erschreckend genug, um Viele zur Buße zu erwecken. Die Versammlungen werden seitdem fleißiger und zum Segen für Viele besucht.

In Rama wird das Wort Gottes gern aufgenommen und trägt auch Früchte: Obgleich die Leute seit dem Orkan an Armuth und Krankheiten leiden, geben sie doch mit Freuden Beiträge für Kirche und Schule. „Die lieben Freunde in fernen Ländern" so sagen sie, „thun so viel für uns, da wollen wir auch thun, was wir können!" Geld haben sie freilich nicht; aber, was sie haben, bringen sie treulich: Fische, Fleisch, allerlei von ihnen gebaute Nahrungsmittel, wie Reis, Cacao und dergl.

Aus Magdala berichtet Br. Grunewald von dem besonders erbaulichen Ende eines jungen Indianers; wenn Br. Grunewald an seinem Lager betete, stimmte er herzlich mit ein und versicherte dann: „Ich wünsche von Herzen zum Herrn zu gehn, ich bin fertig und

warte auf Ihn!" — Die 50 Schulkinder dort hatten am 26. December ein fröhliches Liebesmahl und bekamen bescheert. — Auf einer langen Tafel waren die Geschenke aufgeputzt, für Jedes ein Kleidungsstück, ein Schreibe- und Lesebuch u. a. m. — Den lieben Kindern in Ebersdorf wird bei der Gelegenheit auch noch herzlicher Dank für ihre reichlichen Geldbeiträge gesagt!

Bis Ende März war die Zahl der Sonntagsschüler auf 80 gestiegen. Für die Sonntags-Gottesdienste ist die Kirche zu klein. Die Gemeine vermehrt sich auch. —

In Ephrata, der an dem Cap Gracias a Dios gelegenen nördlichsten Station unsrer Moskito-Mission werden die Versammlungen, auch von der Jugend, fleißig besucht, ebenso die Schule. Aber das gute Werk unter den dortigen Indianern leidet durch den verderblichen Rumhandel, der daselbst stark getrieben wird, viel Störung und Schaden, da sich die schwachen Menschen so leicht zum unmäßigen Genuß dieses an sich schon gefährlichen Getränkes hinreißen lassen. In der Umgegend herrscht die Cholera; aus 2 Dörfern flohen die Indianer ohne erst ihre Todten zu begraben. Auch dort fehlt diese Zuchtruthe nicht!

Vermischtes.

Von wilden Thieren verschiedener Art ist vorzugsweise vor andern südafrikanischen Brüdermissionsplätzen bis auf die neueste Zeit Enon in seiner Umgebung heimgesucht. — Diese im Jahr 1818 für eine Kaffern-Mission angelegte Station liegt am Witterivier, einem Nebenfluß des Sonntagsflusses, am Fuße der Zuure-Berge, 80—90 d. M. östlich von der

Capstadt, 7 d. M. nördlich von dem an der Algoa-Bai liegenden Port Elisabeth.

In Feldern und Gärten treiben Springhasen und Stachelschweine ihr Unwesen; Antilopen (der Buschbock und Blaubock) werden häufig geschossen. Weiter im Hochwald könntet ihr zu eurer Freude Affen, besonders Paviane umherspringen sehen in den Wipfeln, müßtet euch aber zugleich unten vor den Hauern der wilden Schweine hüten. Das nächtliche Geheul von Wölfen, Schakals und Hyänen läßt sich auch oft genug hören. Besonders interessant würde es euch sein, in geziemender Entfernung, ganze Heerden von Büffeln, auch so gar Trupps von Elephanten vorüberziehen zu sehen. Auf letztere darf nur mit besonderer obrigkeitlicher Erlaubniß Jagd gemacht werden, obwohl sie oft großartigen Schaden an den Feldern anrichten. Einem Colonisten hatten diese unartigen Gesellen einmal in einer Nacht sein ganzes mühsam eingedämmtes und aufgespartes Trinkwasser ausgesoffen. Schlimmere Nachbaren als diese wasserdürstigen Thiere sind die blutdürstigen Tiger, welche sich in den unzugänglichsten Büschen dort noch allzuhäufig aufhalten und von da aus unter Kälbern und Füllen Verheerung anzurichten pflegen. Es sind dies nicht die eigentlichen Tiger, sondern Panther. — Löwen gab es bis vor 20 Jahren um Enon noch in solcher Menge, daß ein leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd auf diese gefährlichen Raubthiere mit den Fellen derselben seinen ganzen Hofraum, wie mit Trophäen, behängen konnte. — Dieser Mann war aber zuletzt selbst eine Beute dieser Thiere und ein Opfer seiner Tollkühnheit geworden: Eines Tages hatte er sich, den dringenden Abmahnungen seiner Mutter zum Trotz, ganz allein, mit seiner Flinte, in ein nahes Dickicht, worin er Löwen vermuthete, begeben. Kaum aber hatte er dasselbe betreten, so war

ein grimmiger, gewaltiger alter Löwe über ihn hergefallen. Am Boden liegend, schrie er um Hülfe; die herbeieilenden Hottentotten fanden ihn aber bereits zermalmt.

Wie der Herr auch diesen furchtbaren Raubthieren den Rachen zuzuhalten weiß, wenn es gilt, Seine Kleinen in ungesuchter und unvermeidlicher Gefahr vor denselben zu schützen, zeigt euch folgende schöne Geschichte aus dortiger Gegend: — Ein kleines Mädchen stand bei einem Bauern in Dienst, in welchem es der Kleinen sehr übel erging. Als sie die unbarmherzige Behandlung nicht mehr aushalten konnte, machte sie sich heimlich davon, um ein anderes Unterkommen auf einem ihr bekannten Bauernplatz zu suchen. Die Nacht überfiel sie, ehe sie das Ziel ihrer Flucht erreicht hatte. Aufs höchste ermüdet legte sie sich nahe bei einem Wäldchen zum Schlafen nieder.

Kaum aber war sie eingeschlafen, so wurde sie durch ein Geräusch wieder geweckt, das von der andern Seite des Gebüsches kam. Sie forschte nach der Ursache — aber, welch ein Schrecken! — Das helle Mondlicht zeigte ihr einen Löwen, der ganz nahe bei ihr hingestreckt lag und sie mit funkelnden Augen ansah. — Der Herr aber gab ihr so viel Besonnenheit, daß sie möglichst leise sich entfernte und ihren Weg weiter fortsetzte. Da erhob sich aber auch der Löwe und folgte ihr in einiger Entfernung langsam nach, als wenn er sich von dem Mädchen den Weg zeigen lassen wollte. — Der Weg bis zum Bauernplatz betrug noch einige Stunden; in der Angst vergaß sie alle Müdigkeit und beeilte sich so viel als möglich; aber ihr könnt euch denken, wie lang ihr der Weg wurde. — Endlich, endlich war sie am Ziel! ohne daß sie das Thier hatte anrühren dürfen. Hastig klopfte sie, und fand auch sogleich mitleidige Aufnahme



Der Löwe aber ging seine eigenen Wege weiter, suchte sich aus der Heerde des Bauern einen fetten Ochsen aus und machte sich mit seiner Beute davon, und verzehrte sie. Diesen gefährlichen Spaziergang beim Mondenschein seht ihr auf dem Bildchen hier dargestellt.

Damals wußte dieses Mädchen noch nichts von einem Gott im Himmel; lernte Ihn aber später kennen und lieben, wozu gewiß diese Erfahrung, welche sie später oft mit dem innigsten Dank gegen den Hüter ihres Lebens erzählte, den Grund gelegt hat.

Wirkliche Löwen habt ihr freilich nicht zu fürchten, liebe Kinder, aber doch den weit schlimmeren und gefährlicheren Feind eurer Seele, der überall umher geht wie ein brüllender Löwe und suchet, welchen er verschlinge. — Wachet und betet, dann wird auch dieser euch nichts anhaben können. —

Wie es an der Tafel eines Kaffernhäuptlings zugeht, schildert ein Bruder, wie folgt: „Es gibt da weder Tisch noch Stuhl, weder Servietten noch Gabeln; die Messer aber werden herumgeborgt. Der Gastgeber ruft nach dem Essen den aufwartenden Knaben zu sich, daß er sich neben ihn stelle. Der Häuptling nimmt hierauf einen Zipfel der ziemlich beschmuzten Decke, in welche der Knabe gekleidet ist, reinigt sich mit vieler Würde Mund und Hände; dann kann sich der Knabe wieder entfernen.“ — Ob dieses letztere Verfahren die Gäste nachmachen müssen, wird nicht gesagt; — hoffentlich nicht! —

Ein Gegenstück zu Ap.-G. 27 theilt die Witwe des nach 21jährigem Dienst in Suriname im Jahr

1865 heimgegangnen Missionars Dobler in Folgendem mit:

„Am 3. Mai 1859 gingen wir, um eine Besuchreise nach Europa zu machen, an Bord (des Schiffes Louisa Christina.) Schon in den ersten Tagen der Seereise wurde ein Leck bemerkt, welches bei dem sehr stürmischen Wetter immer gefährlicher wurde. Der Capitän, der Steuermann und die erwachsenen Passagiere — verloren vor Unruhe allen Schlaf und alle Eßlust. Es wurde Tag und Nacht mit zwei Pumpen fortwährend gepumpt. Der Capitän ließ die Rettungsboote in Bereitschaft halten, und da er befohlen hatte, daß im Fall wir zu denselben unsre Zuflucht nehmen müßten, niemand etwas mit sich nehmen dürfe außer dem, was er an seinem Leibe trage, so ließen wir die 10 Missionskinder, die wir bei uns hatten, ihre wärmsten Kleider an- und auch des Nachts nicht wieder ausziehen. In der Nacht vom 25. zum 26. Mai tobte das Meer in schrecklicher Weise, die Masten krachten, das Schiff rollte hin und her und das Wasser drang mit Macht durch das Leck. Mein Mann und die Kinder schliefen; das konnte ich freilich nicht. Als ich darauf am Morgen meinem Mann erzählte, wie es in der Nacht gegangen sei und daß der Capitän wenig Hoffnung mehr habe, antwortete er: „Ich glaube dennoch nicht, daß wir sinken werden, der Heiland kann uns noch heute retten, wie einst den Apostel Paulus, zudem habe ich in dieser Nacht geträumt, daß wir zwischen zwei Felsenwänden hinfahrend zu einer Stadt kamen, wo wir ruhig ans Land gingen und wo uns gesagt wurde, daß wir 7 Wochen daselbst bleiben würden." Als wir nun wieder auf das Verdeck kamen, hörten wir, daß der Capitän den Entschluß gefaßt habe, nach den Azorischen Inseln zu steuern. Am 29sten erblickten wir bereits zwei dieser Inseln

in der Ferne, und am 30sten fuhren wir zwischen Fayal und der hohen Insel Piko hin und ankerten bei der Stadt Horta. Hier mußte das Schiff ganz ausgeladen und umgelegt werden, da fast alles Kupfer, mit dem es unten beschlagen gewesen war, sich abgelöst hatte. Das Leck fand sich gerade unter unsrer Cajüte. Wir mußten eine Wohnung in der Stadt beziehen und blieben daselbst genau 7 Wochen, bis wir wieder aussegelten."

Wie auch der Kaffeegenuß zur verderblichen Leidenschaft werden kann, davon geben folgende 2 von einem Missionar in Grönland mitgetheilte Beispiele einen Beweis: „Eines Tages schickte David seine Frau mit einem großen Seehundsfell zu mir; ich möchte ihm Kaffee dafür geben. Es fehlten uns solche Felle damals zum Ueberziehen der Boote; aber ich wußte, daß der Grönländer dies Fell noch nothwendiger brauchte; daher wies ich es zurück. Darüber nun gerieth der Mann in solchen Zorn, daß er spornstreichs zur nächsten Glocke lief, und so stark daran riß, daß sie herunterfiel. Den auf das Läuten Zusammengelaufenen rief er zu, indem er Schmähreden über mich ausstieß: „Sagt ihm nur, daß ich das aus Rache gethan habe!" Der arme Verblendete ließ sich seitdem, oftmaliger Aufforderung ungeachtet, lange Zeit nicht in dem Missionshaus sehen." — „Ein anderer Mann, der mit dem Seehundsfang viel Glück hatte, brachte Alles, was von der Beute nicht sogleich verzehrt werden konnte, zum Kaufmann, um Kaffee dafür zu kaufen, während in seiner Familie die größte Armuth herrschte und die Kinder nackend gingen. Er zog von dem Missionsplatz später weg, und nach einem Handelsplatz, nur, um dem Kaffee näher zu sein! —

Auf meine Vorstellung der traurigen Folgen dieser Sucht erwiederte er: „Wenn ich nur Kaffee habe, so bin ich zufrieden, weiter wünsche ich mir nichts!“ — Seht, so war der Eine zu Zorn und Lästern, der andre zum Verlassen der Versammlungen verleitet worden; und wodurch? — durch den Kaffee? Nein: durch die eigne Lust, die hatte sie gereizet und gelocket. — Darum, laßt die Lust zum Irdischen in euerm Herzen nie zur Herrschaft kommen; sonst kann das Unschuldigste euch verderblich und eine Gelegenheit zur Sünde werden. — Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet! —

Wie sich Manche durch Kirchenbesuch mit dem lieben Gott abfinden zu können glauben, ist euch bekannt; wohl aber nicht, daß Leute in die Kirche gegangen sind, um gegen Menschen eine Schuld abzutragen. Hört denn eiu Beispiel davon aus dem Munde eines Missionars auf Corn-Island an der Moskitoküste: Die Meisten kommen leider nur zur Kirche, um ihren Dank zu bezeugen, für allerlei ihnen von mir geleistete Dienste, für Geben von Arzenei, Verborgen einer Schaufel u. dergl. — Viele hatten es sich zur Gewohnheit gemacht, ihren Weg durch unsern Garten zu nehmen, wenn sie auf ihre Felder gingen, um ihre langen Messer auf unserm Schleifstein zu schärfen. Eines Tages mußte ich einer Frau sagen, sie solle vorsichtiger mit dem Schleifen sein, sie werde mir doch keinen neuen Stein schaffen können. „Ist es“ erwiederte sie nun „nicht Bezahlung genug, daß ich am vorigen Sonntag in der Kirche war?“!

Ihr, liebe Kinder, geht aber doch in die Kirche,

um etwas zu empfangen, nicht um damit etwas zu geben, nicht wahr.

Leoparden suchen auch Kyelang heim. Schon den ganzen Winter von 1865—1866 hindurch waren unter den Schafheerden von einem Leoparden arge Verwüstungen angerichtet worden; selbst Rinder und Pferde hatte er zerrissen. Da faßten sich endlich Zwei der Eingebornen ein Herz und lauerten ihm auf. Bald brachten sie ihn denn auch für ihre Luntenflinten zum Schuß, stellten sich aber dabei so ungeschickt an, daß das Thier ihnen zuvorkam, auf sie zu sprang, dem Einen eine tiefe Wunde am Kopf beibrachte und einen Theil der Kopfhaut aufriß, den Andern am Arm zwischen die Zähne nahm und eine ganze Strecke mit fortschleppte. Nun kam Hülfe; das schon durch einen Schuß verwundete Thier flüchtete nun in eine Höhle im Felsen. Hier wurde der Leopard einen ganzen Tag belagert und mit Schuß- und Stoßwaffen vergeblich angegriffen; auch ein großes Feuer wurde angezündet, um ihn durch den Rauch zu ersticken; nichts von alledem rührte ihn, bis es doch endlich gelang, ihn durch einen Schuß zum Tode zu verwunden. Der eigentliche Held des Tages machte sich am nächsten Morgen sogleich an das Abziehen und Zerstücken seiner Beute, und erst nachher hatte er Zeit, sich seine Kopfhaut von Br. Heyde zunähen zu lassen. Der Andre der ersten Angreifer hatte an 20 Wunden im Kampf davongetragen.

Das Thier maß mit dem Schwanz über 6 Fuß. Es gehörte zu den bunten Leoparden, deren Fleisch nicht, wie fälschlich behauptet wird, des Wohlgeschmacks wegen von den Eingebornen gegessen wird, sondern nur aus Aberglauben. —

Druck von L. Hans in Gnadau.

Nachricht.

Das Brüdermissions=Blatt für Kinder erscheint zweimonatlich in Heften von 1 Bogen in 12. Preis für den Jahrgang praenumerando 6 Sgr. Bestellungen können außer bei der Unterzeichneten auch gemacht werden in:

Leipzig	bei	H. Schultze.
Herrnhut	=	C. Th. Brahts.
Niesky	=	C. G. Hoberg.
Neusalz a. O.	=	Pred. Th. Reichel.
Gnadenfrei	=	G. Hans.
Neudietendorf	=	Pred. E. Wenk.
Ebersdorf	=	E. Enkelmann.
Neuwied	=	C. A. Ledoux & C.
Berlin	=	Diakon. Erxleben.
Gnadenberg	=	G. A. Hayder.
Goldberg	=	Th. Raillard.
Bremen	=	R. Meder, Ansgarii=Kirchhof 7.
Basel	=	Felix Schneider.
Stuttgart	=	J. H. Roser.
Königsfeld	=	J. Christoph.
Zeist	=	Nicolai & Comp.
Bethlehem	=	G. W. Perkin.

Buchhandlung der Brüder=Unität in Gnadau bei
C. H. Pemsel.
